

Der düstere Shakespeare.

In drei Perioden theilt Georg Brandes*) das Leben Shakespeares ab. Leidenschaften läßt er ihn zuerst nachstürmen, leicht verückt, schnell verzagt, bald schwärmend, bald spöttisch, umstet zwischen extremen Gefühlen. Dann wird er ruhig und heiter, sein Gemüth blüht auf. „Es gibt ja Tage, wo die Sonne in ihrer Pracht festlich zu strahlen scheint, wo die Luft unsere Wangen lieblost und der Mondschein uns schwärmerisch und süß vorkommt; Tage, wo die Männer einem männlicher und geistreicher und die Frauen schöner und feiner als sonst erscheinen und wo die Menschen, die einem zuwider oder sogar verhaßt sind, nicht gefährlich, sondern komisch wirken — so daß man sich über sein Leben emporgehoben, glücklich und frei fühlt. Solche Tage hat Shakespeare nun verlebt.“ Aber plötzlich scheinen die guten Geister von ihm zu weichen, alle Freude verlischt, es wird finster in ihm; Zorn und Gram werden seine Herren, vor welchen er sich mit Mühe zuletzt in eine dumpfe, müde, elende Resignation zu retten weiß. „Schwere Wolken haben sich über seinem Horizont gelagert, wir wissen nicht genau, woher sie kamen. Nagender Kummer und Täuschungen haben sich in seinem Innern angesammelt. Wir sehen seine Schwermuth wachsen und sich ausdehnen; wir können die wechselnden Wirkungen dieser Schwermuth beobachten, ohne ihre Ursachen bestimmt zu erkennen. Nur dies empfinden wir, daß der Schauplatz, den er mit dem Auge seiner Seele sieht, nun schwarz ausgeschlagen ist, gerade wie der äußere Schauplatz, den er benützt. Ueber beide hat sich ein Trauerschleier herabgesenkt. Er schreibt keine Lustspiele mehr, sondern läßt einen Schwarm von schwarzen Tragödien auf die Bühne herabfahren, die noch vor kurzem von dem Gelächter seiner Rosalinden und Beatricen wiederhallte. Alle seine Eindrücke vom Leben und von den Menschen werden von nun an immer schmerzlicher. Man kann in seinen Sonetten verspüren, wie auch in seinen früheren glücklichen Jahren eine rastlose Leidenschaftlichkeit stets mit der Freudigkeit in seinem Gemüthe gekämpft hatte, und man kann beobachten, wie er um diese Zeit von der Unruhe heftig stürmender und miteinander streitender Gefühle hin und her geworfen wurde. Man kann demnächst aus seinen dramatischen Werken herauslesen, daß nicht allein, was er öffentlich erlebte, sondern auch seine Privaterlebnisse ihm theils Mitleid mit den Menschen, ein brennendes Mitgefühl, eingelöst haben, theils ein Grauen vor den Menschen als vor wilden, schädlichen Thieren, theils endlich einen Abscheu vor den Menschen als dumm, niedrig und falsch. Diese Gefühle steigern sich nach und nach zu einer tiefen, in großem Stil gehaltenen Menschenverachtung — bis nach Verlauf von acht langen Jahren ein Umschlag in seiner Grundstimmung eintritt. Die erloschene Sonne ist wieder hell, der schwarze Himmel wieder blau geworden und das milde Interesse für alles Menschliche ist zurückgekehrt. Alles beruhigt sich schließlich in einer erhabenen, wehmüthigen Klarheit. Lichte Stimmungen, leichte Träumereien aus seiner Jugend kehren zurück, und wenn auch nicht das Lachen, so doch das Lächeln. Die ausgelassene Lustigkeit ist ein für alle mal verschwunden; aber seine Phantasie, die sich weniger an die Wirklichkeitsgesetze gebunden fühlt als früher, tummelt sich frei und leicht herum, obgleich jetzt viel Ernst und viel Lebenserfahrung hinter diesem leichten Spiel der Einbildungskraft verborgen liegt. Doch diese innere Befreiung von der Last des Erdenlebens tritt, wie gesagt, erst ungefähr acht Jahre nach dem Zeitpunkte ein, wo wir hier Halt machen. Noch eine kurze Weile herrscht in seinem Gemüthe die kräftige, geniale Lebensfreude des Dreißigjährigen. Dann beginnt sein Sinn sich zu verfinstern, und nach einer Dämmerung, so kurz wie die des Südens, wird es Nacht in seinem ganzen Seelenleben und in allen seinen Werken.“

Auch andere Biographen haben sich durch den dunklen Ton der Stücke seit Cäsar und Hamlet verlocken lassen, sich Shakespeare um diese Zeit (er war noch kaum vierzig) vergrämt, erbittert, mit Gott und der Welt entzweit, am Ende aller Hoffnungen und gehässig vorzustellen. So heißt es auch bei Brandl: „Thatsächlich legte sich auf Shakespeares Dichtung jetzt eine Wolke von Düsterteit, eine Neigung zur Satyre auf alle Stände, ein schmerzliches Gefühl, daß eine große Sittenbesserung nöthig wäre, beim Ungeschick der Berufenen aber kaum zu erwarten sei.“ Aber Brandes drückt das heftiger, intensiver, ja mit einer gewissen Leidenschaft aus: „Der Eindruck des Lear ist der: ein Weltuntergang. Shakespeare ist jetzt nicht dazu gestimmt, etwas anderes zu schildern. Was in seinen Ohren klingt, was sein Gemüth erfüllt, das ist das Krachen einer Welt, die in Trümmer stürzt“ „Um die Zeit, da er Antonius und Cleopatra dichtete, ist seine Melancholie bis zum Pessimismus gestiegen. Verachtung wird die beständige Stimmung bei ihm, eine Menschenverachtung in größtem Stil, die mit dem Blute durch seine Adern rollt, aber eine fruchtbare, mächtige Verachtung, die sich in Blitz auf Blitz entladet.“ „Die lichte Lebensanschauung seiner Jugend war gesprengt; er erkannte die Stärke der Bosheit, die Macht der Dummheit, sah die Unwürdigkeit erhöht, wahres Verdienst zurückgesetzt. Das Dasein wandte ihm seine Kehrsseite zu.“ „Verachtung wird die bleibende Stimmung bei ihm, eine Menschenverachtung in großem Stil, die mit dem Blute durch

seine Adern rollt; Verachtung gegen Fürsten und Volk, gegen die Helden, die nur Kaufbolde und Brahlhänse sind, und zwar umso feiger, je berühmter sie dastehen, gegen die Künstler, die jedem gegenüber, in dem sie einen Kunden oder Gönner erblicken, nur Schmeichler, Schmarotzer und Augendiener sind, gegen die Greise, deren Ehrwürdigkeit nur die Salbung des alten Schwäzers oder die Heuchelei des alten Schlingels ist, gegen die Jugend, die locker und weich ist und sich zum besten haben läßt, gegen Enthusiasten, die Schafsköpfe, und gegen Idealisten, die Thoren sind, gegen die Männer im allgemeinen, die entweder roh und boshaft sind oder dumm und empfindsam genug, um sich mit Haut und Haaren den Weibern zu überliefern, und gegen die Weiber, deren Geschlechtseigenschaften haltungslose Schwäche, leichtfertige Sinnlichkeit, Unbeständigkeit, Falschheit und Lüge sind. Ein Thor! der sich auf sie verläßt oder seine Handlungsweise von ihnen abhängig macht.“ „Jetzt kommt ein Zeitraum von einigen Jahren, wo sein Wesen sich in Abscheu vor den Menschen einengt und zusammenzieht und, soweit man es beurtheilen kann, von einem dementsprechenden Selbstgeföhle beherrscht wird. Es ist, als hätte es Augenblicke gegeben, wo er gegen seine Umgebung aus den Hofkreisen wie aus den niederen Classen, gegen seine Nebenbuhler, seine Feinde, seine Freunde und Freundinnen, vor allen Dingen aber gegen den großen Haufen eine Verachtung empfand, die ihn beinahe wild machte.“ So stark, so schön ist das gesagt, daß man befürchten muß, es könnte manchen bethören, an die Legende vom düsteren Shakespeare zu glauben.

Da mag es an der Zeit sein, ihr zu widersprechen. Ich halte sie für falsch. Es fehlt jede Nachricht, die sie bekräftigen würde; sie ist nicht nöthig, um die wilde und verruchte Sprache jener Tragödien zu erklären; und sie bringt uns vom wahren Wesen Shakespeares ab und verkennt das Verhältnis der Kunst zum Leben.

Keine Nachricht weiß etwas von einem düsteren Shakespeare. Nirgends wird er als Coriolan oder Timon geschildert. Wer von ihm redet, pflegt ihn heiter, milde und liebenswürdig zu nennen und seine gute Laune zu loben. Verträglich, froh, besonnenen Gemüthes zugethan, jede Freude dankbar hegend, unverdrossen, gern ironisch, ja wohl bisweilen sogar ein bisschen frivol haben wir ihn uns nach den Berichten der Zeit zu denken. Sein Geschäft im Sinne, seiner Pflichten gewiss, geht er dem Erwerbe nach. Reich und angesehen will er werden, in die Gentry kommen und sich auf dem Lande ankaufen. 1597 erwirbt er das größte Haus in Stratford, 1602 Acker für 320 Pfund, 1612 ein Haus in London für 140 Pfund, inzwischen ist er 1599 Gentleman geworden und 1605 hat er den Zehnten der Stratford Gegend gepachtet. Alles gelingt ihm. Er weiß von Anfang an genau, was er will; nie bleibt er stehen, nie kommt er von seinem Wege ab. Seine Häuser verwaltend, Schulden eintreibend, Säumige mit Processen bedrohend, früh auf der Probe, nachmittags spielend, vom Mai bis zum Herbst, wenn der Adel fort war, in den Provinzen gastierend, alte Stücke revidierend, in Chroniken suchend, gern mit den Collegen zechend, Abenteuer nicht verschmähend — so sehen wir ihn unermüdet forgend und genießend. Wie hätte sich in dieses thätige Leben Mißmuth einschleichen können!

Aber die Vertheidiger der Legende vom düsteren Shakespeare berufen sich auf seine Werke. Man braucht doch nur den Othello oder den Lear zu lesen, meinen sie, und kann an seiner Misanthropie nicht mehr zweifeln. Da in diesen Stücken häßliche Thaten geschehen, der Gute gepeinigt, Verdienst bestraft, Unschuld gekränkt und oft ein ungeheuer ausschreiender Ingrimm gegen die Menschen, die Infamie der Welt und den Unsinn des Schicksals laut wird, schließen sie, daß er unglücklich gewesen sei. Es ist nun die Frage, ob man so schließen muß und nicht vielleicht die Düsterteit jener Werke ganz anders, einfach durch sein Metier und etwa sogar aus der Heiterkeit seines Gemüthes erklären kann.

Shakespeare ist es nicht eingefallen, sich in seinen Werken „bekennen“ zu wollen. Den heutigen Drang, jede kleine Lust, jedes stille Leid, was einem jede Minute bringt, gleich in die Welt zu schreiben, hatte er nicht. Er ist ein Schauspieler gewesen, dem es um ordentliche Rollen in guten, dem Wesen der Bühne gemäßen Stücken zu thun war. Er hat gewußt, was das Publicum verlangt, was die Bühne gebietet und was die Schauspieler brauchen, und das hat er dann machen wollen. Stoffe, die nach dem Sinne seines Publicums schienen, hat er hergenommen, nach den Bedürfnissen der Bühne zurecht und dem Können seiner Schauspieler angepaßt. Er hat immer nur an den Schauspieler gedacht. Gewiß hat er sich niemals gesagt: jetzt will ich die Eifersucht schildern. Nein, er hat in den alten Chroniken nach einer Figur gesucht, die für den Burbadge paßte; sein Cardou ist er gewesen, nur eben mit etwas mehr Genie. Seinen Leuten wollte er gute Rollen schreiben, weiter gar nichts. Daudet hat sich einmal gewundert, wie er denn, um die Eifersucht zu schildern, einen leidenschaftlichen und ungestümen Mohren nehmen konnte; an einem stillen, sonst besonnenen und gelassenen, seine Instincte beherrschenden Manne hätte sich doch ihre Macht noch schrecklicher zeigen lassen; hier macht sie einfach einen Wilden noch wilder — einen Sanften hätte sie anfallen müssen, dann hätten wir ihre Gewalt erst gesehen. Das ist sehr psychologisch gesprochen; wer so einen Roman von Bourget über die Eifersucht schreiben wollte,

*) Georg Brandes, „William Shakespeare“, 12 Lieferungen. München, Albert Langen 1006 Seiten.